

1 Einleitung

„Was wir brauchen, ist eine Rückkehr zur empirischen sozialen Welt.“

Blumer 2013: 106

„Soziologie ist eine Geschichten erzählende Disziplin. Sie unterscheidet sich von ihrer literarischen Schwester durch die Art und Weise, wie sie in ihren Geschichten auf Wirklichkeit referiert.“

Keller 2014: Abs. 23

Bevor das Erzählen hier seinen Lauf nimmt, möchte ich einen kurzen Überblick darüber geben, was den Leser und die Leserin¹ auf den nächsten Seiten erwartet. Ich beginne damit, wie aus neugierigen Beobachtungen mit der Zeit ein Forschungsinteresse erwuchs und sich schließlich in einer Fragestellung festhalten ließ, und fasse zusammen, wie und warum ich mich für eine bestimmte methodische Vorgehensweise und theoretische Einbettung entschied. Mein Interesse an und mein Verständnis von Forschung entstammen dabei beide maßgeblich den Ideen und Konzepten, die die *Grounded Theory* bereithält. Diese verknüpft in meinen Augen beispielhaft die Prinzipien forschischer Freiheit und forschischer Verantwortung; ihre Aufforderung und Einladung, aufmerksam in die empirische Welt zu schauen und theoretische Konzepte zu entwickeln, sich anregen zu lassen und Beobachtungen analytisch zu befragen, war und ist mir ein wertvolles wissenschaftliches Zu-

1 Ich werde in dieser Arbeit verschiedene Schreib- und Ausdrucksweisen verwenden, um Personen zu benennen. In der Regel schreibe ich „Mitarbeitende“ oder „Mitarbeiter_innen“. Solange jedenfalls nicht explizit im Text auf das Geschlecht Bezug genommen wird, können Sie, liebe Leserin, lieber Leser, davon ausgehen, dass beide gemeint sind bzw. Geschlecht in diesen Fällen keine erklärende Unterscheidungskategorie darstellt.

hause – eine gute Basis, um zu Expeditionen aufzubrechen und reicher an Wissen und mit neuen Fragen zurückzukehren, oder mit Juliet Corbins Worten: „eine analytische Reise zu unternehmen“ (Corbin 2011). Entsprechend skizziere ich die wichtigsten Grundgedanken der *Grounded Theory* und gehe ausführlich auf zwei Aspekte ein, die mit einer reflexiv-konstruktivistischen Lesart derselben einhergehen. Zum einen bedingt die Überzeugung von der Situiertheit allen Wissens, als Wissenschaftlerin nicht wie üblich unsichtbar in den Hintergrund zu treten, sondern die eigene Involviertheit und Zeugenschaft als Forscherin zu reflektieren. Deshalb lege ich dar, mit welchen persönlichen und professionellen Vorerfahrungen und Voran nahmen ich mich auf den Weg mache. Zum anderen zieht die Anerkennung der Perspektivität und Vielfalt von Wissen die Frage nach sich, welches Ziel und welchen erkenntnistheoretischen Anspruch diese Arbeit erreichen bzw. erfüllen möchte. Anschließend folgt eine Reflexion darüber, warum ich die Frage nach den Selbst- und Fremdverständnissen von Intervenierenden² für wissenschaftlich höchst relevant halte, bevor ich schließlich einen Ausblick darüber gebe, wie die Arbeit aufgebaut ist.

Doch zunächst zum Ausgangspunkt meiner analytischen Reise: meinem Forschungsinteresse an den Menschen, die sich beruflich bedingt im Rahmen internationaler Interventionen in Kriegs- und Krisengebieten aufgehalten haben – den zurückgekehrten „Praktikerinnen und Praktikern“, den ehemaligen und ggf. auch zukünftigen *Expats*, den Polizist_innen, den Soldat_innen, den „EZler_innen“³, den NGO-Mitarbeitenden.

1.1 FORSCHUNGSGINTERESSE UND PROJEKTENTWICKLUNG

Internationale Interventionen in bewaffnete Konflikte haben seit dem Ende des Ost-West-Konflikts stark zugenommen. *Peacekeeping*-Einsätze unter dem Mandat der Vereinten Nationen sind zu einem Standardinstrument der internationalen Konfliktregelung, Blauhelmsoldaten zu einem Symbol der internationalen Gemeinschaft geworden. Begleitet wurde diese Entwicklung in der Politik zunächst durch die

2 Der Begriff „Intervenierende“ geht auf das Konzept der „Interventionskultur“ (Bona cker/Daxner/Free/Zürcher 2010) zurück, auf das ich in Kapitel 2.1 näher eingehe. Im Rahmen internationaler Interventionen sind „Intervenierende“ diejenigen, die von außen kommen und mit einer bestimmten Aufgabe oder einer bestimmten Anbindung an eine Organisation oder Institution vor Ort sind.

3 EZ steht umgangssprachlich kurz für „Entwicklungszusammenarbeit“, „EZler_innen“ sind Mitarbeitende in diesem Arbeitsfeld.

1992 vorgestellte „Agenda für den Frieden“ des damaligen UN-Generalsekretärs Boutros Boutros-Ghali. Er unterschied die Anforderungen an internationale Friedenseinsätze zum ersten Mal in Frieden sichernde, Frieden bildende und Frieden konsolidierende Maßnahmen und legte damit die Grundlage für das heute gängige politische Programm des *Peacebuilding*. Insgesamt nehmen die Einsätze viele verschiedene Formen an – sei es im Hinblick auf die Ursachen, den Verlauf und die Beendigung des vorangegangenen gewaltsamen Konflikts, die Legitimationsbasis der Intervention, das entsandte Personal, die Reichweite der Regelungsmacht der Intervenierenden oder die Dauer der internationalen Präsenz.

Inzwischen hat sich herauskristallisiert, dass die Aufgaben in den häufig komplexen Konfliktsituationen vielfältig sind und Frieden oft weit aus mehr als die Überwachung eines Waffenstillstandes (*Peacekeeping*) erfordert. Anspruchsvolle kontextspezifische Lösungen z. B. für den Aufbau staatlicher Institutionen, die Förderung einer eigenständigen Wirtschaft und die Unterstützung von Versöhnungsprozessen (*Peacebuilding*) werden heute für notwendig erachtet. All diesen Maßnahmen ist gemeinsam, dass jeweils dem Konflikt nicht zugerechnete, als außenstehend verstandene Staaten und Staatenbündnisse wie beispielsweise die UN, die Afrikanische Union oder die NATO mit dem Einverständnis der Betroffenen in die Situation eingreifen, also intervenieren und deeskalierend, staats- und friedensfördernd wirken sollen. „Frieden“⁴ zu „schaffen“ bedeutet dabei nicht nur einen multi-dimensionalen Prozess, die Einleitung politischer, wirtschaftlicher und sozialer Transformationen, sondern auch eine Gleichzeitigkeit, eine Gleichräumlichkeit einer Vielzahl von Akteuren: internationaler und lokaler, staatlicher und nichtstaatlicher, ziviler und militärischer, usw.⁵, deren Rollen- und Machtverteilung je nach konkretem Kontext sehr unterschiedlich ausfallen kann.

Wenn ich in den Jahren 2011 und 2012 an Tagungen oder Workshops zu „zivil-militärischer Zusammenarbeit“⁶ in derlei Post-Konflikt-Situationen bzw. Interven-

- 4 Einfache Anführungszeichen benutze ich, um auf die Kontingenz und Vieldeutigkeit von Begriffen hinzuweisen (gerade wenn sie in Diskursen dominieren bzw. mit bestimmten Bedeutungen belegt werden); außerdem kennzeichnen sie ein Zitat im Zitat.
- 5 Anhand dieser drei Unterscheidungen werden Konflikt- bzw. Interventionsakteure am häufigsten unterschieden. Ich werde im Laufe der Arbeit aufgreifen und thematisieren, inwiefern diese Kategorien belastbar sind bzw. welche weiteren sich anbieten.
- 6 Zivil-militärische Zusammenarbeit ist ein Sammelbegriff für die strategische und operative Interaktion von zivilen und militärischen Akteuren. Während er im Zuge der Bundeswehreinsätze auf dem Balkan Ende der 1990er Jahre noch für die militärische Durchführung von Hilfsprojekten stand, wird er heute vor allem verwendet, um die Beziehungen von intervenierenden Truppen einerseits und Hilfsorganisationen andererseits zu beschreiben bzw. um konkrete Ansprüche an diese Beziehungen auszudrücken, wobei „Zu-

tionskontexten teilnahm und sowohl Soldat_innen als auch Angehörige von Nicht-Regierungsorganisationen miteinander diskutierten, ging es oft leidenschaftlich zu. Nach ersten Diskussionen im Zuge der internationalen Intervention in Bosnien-Herzegowina nach dem Ende des jugoslawischen Bürgerkriegs 1995 war das Thema 2009/2010 wieder aktuell geworden, als das deutsche Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) unter Leitung von Minister Dirk Niebel im Mai 2010 zusätzliche Projektmittel für Nichtregierungsorganisationen ausschrieb, die sich bereit erklärten, in Übereinstimmung mit dem Afghanistankonzept der Bundesregierung und dem Leitgedanken der „vernetzten Sicherheit“ zu handeln.⁷ Ein öffentlicher „Aufschrei“ der NGO-Community⁸ folgte. Ob Welt-hungerhilfe, Caritas, Oxfam, medico, medica mondiale – jede große Hilfsorganisation verwahrte sich gegen humanitäre Hilfe im Windschatten einer militärischen Intervention. Der Dachverband der entwicklungspolitischen und humanitären Nichtregierungsorganisationen in Deutschland VENRO meldete „schwerwiegende Bedenken gegen die neue Art und Weise der Konditionierung von Hilfsgeldern“ (VENRO 2010) an: Es sei unverantwortlich, ziviles und militärisches Engagement zu vermengen und obendrein zu erwarten, dass sich (gerade nichtstaatliche) Entwicklungszusammenarbeit von einem sicherheitspolitischen Konzept leiten lasse.⁹

Schon zuvor war das Thema in Wissenschaft und Praxis diskutiert worden¹⁰, nun wurde am Beispiel der Afghanistanfazilität über das Für und Wider debattiert.

sammenarbeit“ von „miteinander reden“ zu „Absprachen zu förderungswürdigen Projekten treffen“ und „einander gegenüber dem Partner vor Ort vertreten“ sehr verschiedene Formen annehmen kann. In der Bundeswehr wird der entsprechende Arbeitsbereich mit „ZMZ“ abgekürzt. „ZMZ-Inland“ meint die Kooperation z. B. mit dem Technischen Hilfswerk im Katastrophenfall in Deutschland. „ZMZ-Ausland“ oder CIMIC (kurz für *Civil-Military Cooperation*) meint die Kooperation mit zivilen Akteuren im Auslandseinsatz. Aus Sicht der Bundeswehr dient CIMIC dazu, bei zivilen Akteuren Verständnis für militärisches Handeln zu schaffen und die Akzeptanz und den Schutz der Truppe zu erhöhen (siehe auch Kapitel 2.1.3).

- 7 Siehe Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ 2010); eine derartige Ausschreibung für Mittel des Ministeriums für Vorhaben mit bestimmten thematischen oder regionalen Schwerpunkten wird meist „Fazilität“ genannt. In diesem Fall wurde von der „Afghanistanfazilität“ bzw. der „NRO-Fazilität“ gesprochen.
- 8 NGO steht für „non-governmental organization“, im Deutschen häufig mit Nichtregierungsorganisation übersetzt und entsprechend manchmal mit „NRO“ abgekürzt. Häufig wird jedoch die englische Abkürzung verwendet, was ich auch tun werde.
- 9 Zur Kommunikation rund um die sogenannte NRO-Fazilität siehe Bake 2011b.
- 10 Siehe Ankersen 2008, Brzoska/Ehrhart 2008, Burghardt/Pietz 2006, eins Entwicklungspolitik 15-16-2007, Feichtinger/Gauster 2008, Hadjer 2010, Klingebiel/Roehder 2004,

Es wurde darüber gestritten, welche Zusammenhänge ‚tatsächlich‘ zwischen ‚zivil-militärischer Zusammenarbeit‘ und möglichen Folgen und Risiken für die Beteiligten bestehen sowie welchen Logiken eine Situation folgt, wie sie funktioniert und welches Verhalten, welches Handeln sie erfordert. Werden humanitäre Akteure in einer Konfliktsituation als parteiisch wahrgenommen, wenn sie mit internationalem, intervenierendem Militär kooperieren? Geht diese Wahrnehmung mit einer größeren Gefährdung einher? Wie kann, darf, soll eine Zusammenarbeit genau aussehen und welchem Zweck folgt sie? Wem ist damit gedient? All dies wurde diskutiert, mündlich auch mal mit dem Hinweis, dass das ‚im Feld‘, also vor Ort weit pragmatischer gehandhabt würde.¹¹ Ich erlebte derlei Diskussionen als konflikthaft und emotional und begann vor allem deshalb, mich für die Thematik zu interessieren. Aus der Beobachtung, dass es um etwas Umstrittenes, immer wieder neu zu Verhandelndes ging, entstand zunächst ein Interesse an der Zusammenarbeit von militärischen und nicht-militärischen Akteuren in internationalen Friedensinterventionen. Ich wollte die Praktiken dieser ‚zivil-militärischen Zusammenarbeit‘ rekonstruieren und analysieren, wie die beteiligten Akteure diese deuteten.

Im Laufe der ersten Monate der Literatursichtung, der Projektentwicklung, der ersten Interviews verschob sich mein Fokus Stück für Stück, aus zweierlei Gründen. Zum einen fand ich die faktische Frage „Wer macht was wann und mit wem?“ wenig interessant, zum anderen schien der wissenschaftliche Diskurs zum Thema wenig abwechslungsreich und von ähnlichen, einschlägigen Positionen dominiert wie die Debatten der ‚Praktiker_innen‘: Einerseits der Ruf nach mehr Kooperation und besserer Abstimmung unter den verschiedenen Akteuren in internationalen Friedensinterventionen, um die gesteckten Ziele eher zu erreichen, andererseits die Warnung vor der Vermischung verschiedener Ziele wie Sicherheit und Entwicklung und der Protest humanitärer und entwicklungsorientierter Organisationen und friedensorientierter Forscher_innen gegen die immer mögliche, befürchtete, bevorstehende Vereinnahmung durch das finanziell und politisch starke Militär; einerseits der Verweis auf wesentliche und mit einer Kooperation unvereinbare Prinzipien von Hilfsorganisationen, andererseits die fast augenzwinkernde Bemerkung, dass ja nichts so heiß gegessen wie gekocht würde. Ich konnte nicht so recht erkennen, welchen Mehrwert eine weitere Analyse haben sollte, die zeigen wollte, „was wirklich vor Ort passierte“ und „unter welchen Bedingungen Akteure kooperierten“.

Preuß 2008, Radtke 2008, Redaktion Wissenschaft & Frieden 2006, Rietjens/Bollen 2008.

11 Zu diesem Pragmatismus siehe z. B. Zapf 2013; die Debatten in Tagungen und Workshops schlügen sich u. a. in gemeinsamen Veröffentlichungen nieder, darunter das Papier der AG „Ziviles und militärisches Engagement in Konflikten“ 2012 und die von VENRO, BMVg, AA und BMZ erarbeiteten Empfehlungen (VENRO 2013).

Auf den Kampf um die ‚echte Wahrheit‘ hatte ich keine Lust. Die ersten Gespräche, die ich sowohl gezielt als auch am Rande von Veranstaltungen führte, empfand ich zudem als eher oberflächlich und sehr dominiert von diesem Standarddiskurs.

Was blieb, war mein Interesse an den Unterscheidungen und den Wertungen, die in solchen Debatten zutage traten und zur Schau gestellt wurden. Vor allem den hitzigen, Diskussionen entfachenden Moment an der Sache – die Frage, wer eigentlich mit wem kooperieren oder irgendwie interagieren ‚durfte‘¹² – fand ich spannend und in gewisser Weise verräterisch. Die Wissenschaftlerin, die Detektivin in mir erwachte. Meine Neugier wollte wissen: Woran wird das festgemacht, das ‚Dürfen‘? Und warum ist diese Unterscheidung zivil-militärisch mit so viel Leidenschaft, so viel Pfeffer verbunden? Oft schienen die Debatten über ‚zivil-militärische Zusammenarbeit‘ die Sprechenden und Zuhörenden direkt anzurühren – sie schienen sich persönlich betroffen oder angegriffen zu fühlen, rechtfertigten und verteidigten sich. Es schien immer auch ein Stück weit um die Sprechenden selbst zu gehen – vielleicht, so meine erste These aus dieser empirischen Beobachtung heraus, weil sowohl Soldat_innen als auch humanitäre Helper_innen aus tiefer Überzeugung und Verantwortungsgefühl ihren jeweiligen Beruf gewählt hatten und damit Kritik am (beruflichen) Vorgehen und Handeln, an der (fehlenden) Professionalität immer auch an der eigenen Identität rührte?¹³

Immer wieder nahm ich Sprechbeiträge als Versuch wahr, Grenzen zwischen sich und anderen zu ziehen: ganz klar ‚zivil‘ die einen, ganz klar ‚militärisch‘ die

12 Denn es ging nicht nur um praktische Aspekte, wer mit wem kooperieren könnte oder nicht. Der normative Aspekt schwang schon häufig mit. ‚Dürfen‘ bezieht sich also auf selbst oder von anderen auferlegte Verhaltenserwartungen, gegen die mit einer zivil-militärischen Zusammenarbeit verstoßen würde.

13 Sehr anschaulich wurde dies im Fall eines Bundeswehrsoldaten, der gewissermaßen nicht auf sich sitzen lassen wollte, dass die Interaktion mit ihm und anderen Militärs humanitäre Helfer gefährden könnte. Auf diesen konstatierten Zusammenhang antwortete er: „Können Sie mir auch nur ein Beispiel dafür nennen, wo etwas passiert? Ich war schon öfter bei diesen Konferenzen und habe mir das angehört und nie hat jemand auch nur ein konkretes Beispiel nennen können, dass etwas passiert ist, das darauf zurückzuführen ist.“ (Feldnotizen Loccum 2011). Ich hatte den Eindruck, dass gerade der Vorwurf, andere zu gefährden, sein Selbstverständnis als Soldat tief berührte – die unausgesprochene Grundannahme schien zu lauten, dass gerade *Schutz* den Hauptdaseinszweck des Militärs darstellte, was den Gefährdungsvorwurf umso ehrfürchtiger machte. Ähnlich empfindlich reagierten Mitarbeitende humanitärer Organisationen auf den Vorschlag, sich mit militärischen Akteuren auszutauschen oder zu besprechen – es rührte an ihrem Grundprinzip, neutral zu bleiben und sich mit jeglichen Konfliktakteuren nicht näher zu verbinden (ebd.).

anderen. Diese Unterscheidung und auch die Zuordnung dazu waren offenbar wichtig. Andere Kategorien, anhand derer Akteure ebenfalls unterschieden wurden, waren beispielsweise ‚staatlich‘ und ‚nichtstaatlich‘, ‚international‘ und ‚lokal‘. Aber sie schienen mit deutlich weniger Emotionalität verbunden zu sein und insofern auch weniger rätselhaft und interessant für ein Forschungsprojekt. Es waren die Wertung und Emotionalität hinter den Kategorien ‚zivil‘ und ‚militärisch‘, die mich fragen ließ, worin sich die Perspektiven ‚ziviler‘ und ‚militärischer‘ Intervenierender auf ihre Aufgaben und ihre Erfahrungen vor Ort tatsächlich unterschieden, was ‚zivil‘ und ‚militärisch‘ jenseits der offensichtlichen emotionalen Konnotation bedeuteten und ob es andere Kategorien gab, anhand derer sich Intervenierende unterscheiden ließen.

Die zwischenzeitliche Lektüre zu internationalen Interventionen, Militär und Entwicklungszusammenarbeit stellte mir hier und da hilfreiche Konzepte zur Seite, die mich darin bestärkten, Handlungen, Identitäten und Wirklichkeitskonstruktionen als unabdingbar miteinander verwoben zu betrachten und in ihrer gegenseitigen Bedingung zu untersuchen.¹⁴ In meinen Blick gerieten immer mehr Fragen zu Identitäten, Relationalität und Selbst- und Fremdverständnissen. Ich wollte aufzeigen, „in welch aufwändiger Detailarbeit etwas (für diese Welten) scheinbar Selbstverständliches geleistet wird“ (Dellwing/Prus 2012: 13), konkret: Wie Intervenierende sich selbst und andere wahrnahmen und wie sie ihr Leben vor Ort beschrieben.

1.2 ECKPFEILER DES PROJEKTS: FRAGESTELLUNG, METHODE, ANALYSEGEGENSTAND

Nach den ersten Gesprächen und den ersten Auswertungen, und inspiriert von der Positionierungsanalyse nach Gabriele Lucius-Höhne und Arnulf Deppermann (2005) als nützlichem Werkzeug, formulierte ich mein empirisches Erkenntnisinteresse wie folgt:

Welche Deutungsmuster prägen die erzählten Erfahrungen und Erlebnisse von deutschen Intervenierenden? Anhand welcher Dimensionen positionieren Soldat_innen und Mitarbeitende in der Entwicklungs- bzw. humanitären Hilfe sich selbst und andere Internationale vor Ort in ihren Erzählungen über die Arbeit in Kriegs- und Krisengebieten?

14 Die treffende Formulierung im letzten Halbsatz entstammt Ziai (2006: 50), in Anlehnung an Peterson (2002: 153).

Auf analytischer Ebene lautete meine Forschungsfrage:

Inwiefern ist die Unterscheidung von Intervenierenden in die Kategorien ‚zivil‘ und ‚militärisch‘ sinnvoll, um die Alltagserfahrungen vor Ort zu erfassen? Anhand welcher anderer Kategorien lassen sich Intervenierende in Kriegs- und Krisengebieten vergleichen und unterscheiden?

Aber wie lassen sich solche Deutungsprozesse untersuchen? Schnell war klar, dass dies nur durch den unmittelbaren Kontakt zu Intervenierenden geht, und ich entschied mich dafür, mich den Erzählungen zurückgekehrter Intervenierender zu widmen und zu diesem Zweck Interviews mit deutschen Soldaten sowie Mitarbeitenden aus der Not- und Entwicklungshilfe sowie weiteren Arbeitsbereichen zu führen. Die Transkripte dieser leitfadengestützten Interviews sollten den Analysegegenstand bilden.

Zugleich lagen mir Interviews aus anderen Gründen als Erhebungsmethode nahe; wie Kathryn Roulston (2010: 176-178) feststellt, gibt es viele Gründe, warum Forscherinnen und Forscher Interviews führen. Aus früheren Forschungsprojekten zur militärischen Sozialisation von Wehrdienstleistenden (Bake 2007, Bake 2009) bzw. zum demokratischen Selbstverständnis von Bundeswehrsoldaten (Bake 2010, Bake/ Meyer 2009, Bake/Meyer 2012) hatte ich Erfahrung mit qualitativen Interviews – ihrer Konzeption, Durchführung und Auswertung. Jenseits der vertrauten Arbeitsschritte war es meine Freude an derlei Gesprächen, die auch für dieses Projekt persönliche Interviews nahelegte. Ich interagiere gern mit Menschen und finde es schon im Alltag spannend, mit wem ich wie eine Verbindung herstellen kann, wie ich jemanden zum Erzählen motivieren kann. Ich beobachte gern, wie Menschen in Kontakt treten, wie sie Anschlussmöglichkeiten und gemeinsame Bezugspunkte ausloten, wie sie Deutungen und Wahrheiten aushandeln. Noch wichtiger aber, und das spiegelt sich sowohl in dieser persönlichen Neigung als auch in früheren Projekten, lagen meiner Methodenwahl metatheoretische und methodologische Grundüberzeugungen zugrunde: nämlich, dass Erzählen und Interaktion fundamental, grundlegend für unser soziales Leben sind und Menschen sich mittels Sprache und mit Bezug auf ein – imaginäres oder anwesendes – Gegenüber immer wieder neu beschreiben und positionieren.¹⁵

15 Entsprechend weisen Mats Alvesson und Kaj Sköldberg darauf hin, dass die Devise „Erst die Frage, dann die Methode“ zu kurz greift: „Research problems cannot be determined independent of epistemological and theoretical starting-points. What constitutes an interesting and manageable research problem depends on the researcher’s fundamental stance on methodological questions in the broad sense.“ (Alvesson/Sköldberg 2009: 14)

Die Interviews legte ich darauf an, ein eindrückliches Bild von dem Alltag, dem Leben meiner Gesprächspartner_innen und seinen Charakteristika in dem Setting „Internationale Intervention in einem Konfliktgebiet“ zu bekommen. Ich wollte nachvollziehen, wie Menschen sich und andere sehen und wie sie sich und andere in solch einem Setting situieren/positionieren, welche Rollen/Positionen sie sich zuschreiben. Mein Ziel war es, zu einer gesättigten Beschreibung der Selbst- und Fremdverständnisse und Interaktionsdeutungen von „zivilen“ und „militärischen“ Intervenierenden zu kommen. Ich wollte wissen, wie sich diese Menschen ihre (Interventions-)Umwelt angeeignet hatten, welches Bild sie von sich selbst entwarfen, wie sie sich zu dieser Umwelt, anderen Menschen, politischen Diskursen in Bezug setzen und wie sie Erfahrungen und Erlebnisse interpretierten und sortierten.

1.3 MEHR ALS METHODOLOGIE: *GROUNDED THEORY*

Aus der vorhergehenden Schilderung, wie ich meine leitende Fragestellung entwickelt habe, wird bereits offensichtlich, dass ich nicht theoriegeleitet vorgegangen bin. Ich habe nicht erst die vorliegende Forschungsliteratur studiert, um eine „Lücke“ zu identifizieren und anschließend zu überlegen, wie ich diese am besten fülle. Stattdessen wollte ich die bereits skizzierte empirische Welt der aus Konflikt- und Krisengebieten zurückgekehrten Praktiker verstehen, die sich mir auf Tagungen und in Workshops, in Berichten und Büchern präsentierte. Entsprechend arbeite ich mit einer Herangehensweise, die „dem hartnäckigen Charakter der untersuchten empirischen Welt“ (Blumer 2013: 90) entspricht – einer Welt, die Kontra gibt „in dem Sinne, dass sie unsere Vorstellungen oder Konzeptionen in Frage stellt, ihnen widersteht oder sich ihnen nicht beugt“ (ebd.). Die *Grounded Theory*-Methodologie, von Barney Glaser und Anselm Strauss in den 1960er-Jahren entwickelt und zu Beginn dieser Einführung bereits erwähnt, ist ein solcher Forschungsstil. Er baut auf den Begriffsleistungen der Beforschten auf und zielt darauf ab, „den in Worten und Taten ausgedrückten Auffassungen, Interpretationen, Absichten und Perspektiven der Menschen gerecht zu werden und sie nach ihren eigenen Bedingungen zu erforschen“ (Clarke 2012: 45).

Es ist die Verknüpfung von „empirical observation with imaginative interpretation“ (Bryant/Charmaz 2014: 19). Dies tut die Forscherin mithilfe analytischer Fragen an das empirische Material, mit Abduktionen und Abstraktionen, ständigen Vergleichen und der Reflexion durch Schreiben. Zentral für die Methodologie der *Grounded Theory* ist es, ständig zwischen Datenerhebung, Dateninterpretation und Konzept-/Theorieentwicklung hin und her zu wechseln, also das Forschen im Zusammenspiel von „fieldwork, headwork and textwork“ zu gestalten, wie es van Maanen (2011: 150) für die Ethnologie formuliert hat.

Ich folge diesem Forschungsansatz in der Lesart, wie sie vor allem Strauss (1994), Strauss/Corbin (1996) bzw. Corbin/Strauss (2008) und daran anschließend Charmaz (2014) und Clarke (2005, 2012) beschrieben und vertreten haben. Ziel ist, empirische Daten zu analysieren, zu vergleichen und zu abstrahieren, um schließlich in diesen Daten begründete theoretische Konzepte zu entwickeln. Theoretische Konzepte meint an den konkreten Fall, die konkrete empirische Beobachtung anschließende, aber über diese hinausgehende Überlegungen und systematisierende Reflexionen. Es ist der Versuch, das Beobachtete auf seinen Sinn (bzw. seine Sinne) hin zu befragen und in daraus abgeleiteten Begriffen und Konzepten zu denken. Es ist „ein fortlaufender Prozess der Erzeugung sensibilisierender Konzepte, des gegenstandsverankerten Theoretisierens, provokanten, wenn auch provisorischen Analysierens“ (ebd.: 35).

Zugleich wird unter dem Begriff *Grounded Theory* keine theorielese, wissenschaftlich frei schwebende Forschung betrieben. Auch der *Grounded Theory* liegen sozialtheoretische Annahmen zugrunde, namentlich die des Amerikanischen Pragmatismus und des Symbolischen Interaktionismus. Gerade letzterer wird mir nicht nur im weiteren Verlauf dieses Textes zur üblichen Einbettung in die soziologische Theorielandschaft und damit zur Kontextualisierung und Legitimierung dienen. Er erwies sich auch als fruchtbar in der Arbeit mit dem empirischen Material, weshalb ich ihn an verschiedenen Stellen in den empirischen Kapiteln wieder aufgreife.

1.4 WISSENSCHAFT ALS UNBESCHEIDENE ZEUGENSCHEAFT

Im Sinne einer reflexiven *Grounded Theory* (u. a. Breuer 2009, Charmaz 2014, Corbin 2011) und mit Steedman (1991: 53) bin ich überzeugt, dass jegliches Wissen eine oder einen Wissenden voraussetzt – auch wenn es lange als wesentliches Merkmal guter, seriöser Wissenschaft galt, als Wissenschaftler_in möglichst gar nicht in Erscheinung zu treten und sich so unauffällig und bescheiden wie möglich im Hintergrund zu halten. Diese Perspektive geht davon aus, dass nur eine größtmögliche Distanz zum Forschungsgegenstand und die unbedingte Zurückhaltung sämtlicher persönlicher Eindrücke, Erfahrungen und Meinungen verhindern können, dass Forschungsprozesse und -ergebnisse beeinflusst werden. Entsprechend wurden Wissenschaftler_innen als „bescheidene Zeugen“ (Clarke 2012: 63)¹⁶ gese-

16 Der Begriff „bescheidener Zeuge“ oder „modest witness“ wurde durch Donna Haraway (1997) bekannt und geformt. Er geht zurück auf Steven Shapin und Simon Schaffer (1985), die fragen und beschreiben, wie Wissenschaftler mit Autorität sprechen konnten. Demnach war es die Tugend der Bescheidenheit, die garantierte, dass Wissenschaftler

hen, die quasi aus der Totale, unberührt über allem stehend, die Dinge überblicken und beurteilen konnten. Es ist in gewisser Weise faszinierend, wie diese Perspektive sich weiterhin in weiten Teilen der Wissenschafts-Community halten kann, wenn doch seit Rorty (1989: 21) von vielen akzeptiert wird, „dass Wahrheit gemacht, nicht gefunden wird“. Was viele für ihre Forschungsobjekte akzeptieren, ja, sogar postulieren und deshalb zum Forschungsgegenstand, zum Mittelpunkt ihres Erkenntnisinteresses machen, wird in seiner erkenntnistheoretischen Konsequenz kaum konsequent für die eigene Forschungspraxis reflektiert. Tatsächlich aber überwindet keine Methode „die Situiertheit ihrer Nutzer“ (Clarke 2012: 74). Und weil es gerade in der qualitativen Interviewforschung kein Entkommen vor dem Selbst geben kann (Roulston 2010: 127)¹⁷, wird es umso wichtiger, sich als Forschende nicht zurückzuziehen, sondern mit Clarke „sichtbarer [zu] werden und Verantwortung [zu] übernehmen für, in und durch unsere Forschung“ (Clarke 2012: 56). Wir müssen „unbescheidene Zeugen“ sein (ebd.: 63-64).

Was sich bereits in den methodologischen Ausführungen Blumers (2013) und den Anfängen der *Grounded Theory* andeutete, ist seither u. a. von Kathy Charmaz (2014), Juliet Corbin (2011) und Adele Clarke (2005, 2012) deutlich ausgeführt worden: Während die Beforschten weiterhin im Mittelpunkt der Betrachtung stehen, ist es von zentraler Bedeutung, auch die Betrachtenden und ihre Sehapparate sichtbar zu machen. Auch wir Forschenden haben wie alle Menschen Vor-Bilder: Vorstellungen und Konzepte von unserem Gegenstand, die es im Laufe des Forschungsprozesses zu be- und hinterfragen gilt (Blumer 2013: 108-109) – gerade, um dem Gegenstand *nicht* die eigene Logik aufzuzwingen, sondern durch das Bewusstmachen derselben bewusst von dieser Abstand nehmen und für die Eigenlogik des Gegenstandes offen sein zu können.

quasi „als legitime und autorisierte Bauchredner für die Objektwelt“ (Haraway 1997: 24) sprechen konnten und so die Macht hatten, Fakten zu etablieren. Haraway fährt fort: „His narratives have a magical power – they lose all trace of their history as stories, as products of partisan projects, as contestable representations, or as constructed documents in their potent capacity to define the facts. The narratives become clear mirrors, fully magical mirrors, without once appealing to the transcendental or the magical.“ (Haraway 1997: 24)

17 Norman Denzin und Yvonna Lincoln formulieren entsprechend und schön: „Qualitative research is a situated activity that locates the observer in the world. It consists of a set of interpretive, material practices that make the world visible. These practices transform the world. They turn the world into a series of representations, including field notes, interviews, conversations, photographs, recordings, and memos to the self.“ (Denzin/Lincoln 2005: 3)

Lora Bex Lempert geht noch einen Schritt weiter und fordert, nicht nur Vorannahmen, Begriffe und Prämissen zu reflektieren, sondern auch die eigene Biografie mit ihren Anschlüssen an das Forschungsprojekt sichtbar zu machen (Lempert 2007: 261). Schließlich bilden sich wissenschaftliche Überzeugungen nicht abseits vom ‚echten Leben‘, sondern in Gesprächen und durch Erfahrungen in wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Lebenswelten, in der Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Texten und mit zunehmender Erfahrung in empirischen Projekten.¹⁸ Franz Breuer nennt es das „Konzept der reflexiven Offenheit“ (Breuer 2009: 29). Man solle achtgeben „auf ein aufmerksames und überlegtes Umgehen mit den eigenen Erkenntnisvoraussetzungen, auf ein achtsames Registrieren ihrer Auswirkungen auf die eigenen Erlebnisse und Anschauungen sowie auf den eigenen ‚Reizwert‘ und dessen Auslösungen im Untersuchungskontakt“ (ebd.). Entsprechend will ich Grundüberzeugungen, Vor-Bilder und biografische Verflechtungen mit meinem Forschungsgegenstand skizzieren, um daraus resultierende Weichenstellungen für meine Forschung zu begründen, selbst an bestimmte wissenschaftliche Diskurse anzuschließen und zugleich Anschlussmöglichkeiten für andere offen zu legen.¹⁹

So fühlte ich mich als Wissenschaftlerin bei der Lektüre ethnografischer oder soziologischer Texte oft an das erinnert, was ich als Jugendliche im Schüleraustausch gelernt hatte. Denn erstmals geweckt wurde mein Interesse daran, wie Menschen ihre Welt(-en) machen, wie sie sich selbst und andere sehen und sortieren, lange vor der ersten Begegnung mit Wissenschaft durch meine Erfahrungen als Austauschschülerin. Im Alter von 16 Jahren verbrachte ich ein Jahr im Mittleren Westen der USA, im mentalen Gepäck die zuvor im Rahmen eines Seminars kennengelernten Konzepte zu Kultur, Kommunikation und interkultureller Verständigung. Ich sollte beobachten, mich anpassen, mitmachen und in Ruhe für mich über Hintergründe reflektieren, um die neue Kultur so intensiv wie möglich kennenzulernen.

18 Mit Leonard Schatzman und Anselm Strauss sind diese Vorannahmen und persönlichen Prägungen ebenso wie die eigene berufliche und private Vernetzung in Organisationen und Gruppen, bestehende Beziehungen zum Feld in ihren Auswirkungen nicht nur mitzudenken, auch bewusst als Ressourcen für die Forschung nutzbar (Schatzman/Strauss 1973: 2-3). So nutzte ich z. B. Kontakte aus der Studienzeit, früheren Forschungsprojekten und anderen beruflichen Zusammenhängen, um Interviewpartner zu finden.

19 Wo hier die erkenntnistheoretische und methodologische Grundüberzeugung aufhört und Narzissmus anfängt, ist m. E. eine empirische Frage und nicht prinzipiell, quasi vor dem Schwimmen noch an Land stehend, auszumachen. Ich schlage vor, das Urteil hierüber erst am Ende der Lektüre zu fällen.

Was Manning für die empirische Sozialforschung beschreibt, galt und gilt auch für die Wirkungen des Schüleraustauschs: „Consciousness of one's role is often enhanced by the process of withdrawal from one system of roles and „looking back“ upon previous roles.“ (Manning 1967: 315) Es ist das Heraustreten aus dem bisherigen Alltag mit all seinen sozialen Situationen und Kontexten, das es ermöglicht (wenn auch nicht garantiert), sich darüber bewusst zu werden, wie Rollen, Werte, Regeln gemeinsam ausgehandelt werden und wie man sich zu anderen verhält, in welche Beziehung man sich stellt, wenngleich man natürlich die bereits erworbene, ansozialisierten Deutungsmuster, Werte und Normen nicht ablegen kann, sondern in die neuen Situationen mitnimmt. Mein Austauschjahr war ein erstes solches Zurücktreten aus dem eigenen sozialen Kontext, eine erste Ahnung und Erfahrung davon, dass Beziehungen und Rollenverhalten sowie grundlegende Bedeutungen und Interpretationen alltäglicher Praxis nicht festgeschrieben sind, sondern von Situation zu Situation variieren können, situativ und kontextgebunden zwischen den Beteiligten ausgehandelt werden.

Insofern waren mir das Beobachten, das bewusste Teilnehmen oder Nicht-Teilnehmen, das Suchen nach Regelmäßigkeiten und unausgesprochenen Regeln vertraut, als ich 2007 und 2008 die ersten Interview- und Feldforschungserfahrungen mit Bundeswehrsoldaten machte. Auch eine entsprechende analytische Brille konnte ich gut wieder aufsetzen.²⁰ Die Bundeswehr als „fremde Kultur“ zu betrach-

20 Während des Studiums hatte ich „Militär“ als möglichen Akteur in gewaltamen Konflikten kennengelernt. Jenseits dessen hatte ich nur wenige, indirekte Berührungs punkte. Ich erinnere mich, dass ich mit einem amerikanischen Freund (und Air-Force-Soldaten) leidenschaftlich über die Sinnhaftigkeit militärischer Konfliktlösung stritt und er, ganz Clausewitz, argumentierte, wenn Akademiker und politisch Interessierte wie ich mit politischen Mitteln am Ende seien, sei es eben Zeit fürs Militär. Ein deutscher Freund begründete seinen Wehrdienst bei der Bundeswehr damit, dass er etwas Sinnvolles tun wolle, was bei mir nur Kopfschütteln und absolutes Unverständnis auslöste. Dass an einer Einrichtung wie der Bundeswehr etwas sinnvoll sein sollte, konnte ich mir beim besten Willen nicht vorstellen. Es waren das Studium der Friedens- und Konfliktforschung und die Beschäftigung mit den Kriegen in Ruanda und im ehemaligen Jugoslawien, die hinter diese Überzeugung ein Fragezeichen setzten. Die Frage, ob es Militär nicht zumindest für derartige „Notfälle“ geben sollte, konnte ich zumindest nicht mehr eindeutig verneinen, so dass ich mich schließlich dafür zu interessieren begann, wie denn so ein Militär funktioniert, wie Soldaten ihre Tätigkeit erleben und inwiefern die Staatsform sowohl für das Inneneleben als auch das Agieren eines Militärs einen Unterschied macht. Aus dem einen erwuchs meine Masterarbeit (Bake 2007), aus dem anderen das Interesse an dem Forschungsprojekt „Das Bild vom demokratischen Soldaten“ der Hessischen Stiftung Fried-

ten, half mir, den Einstieg in die Feldforschung und meine eigene Rolle zu finden: aufmerksam zu beobachten, nach Regelmäßigkeiten und Regeln Ausschau zu halten, mit dem Unterschied, dass ich mich als nicht-uniformierte Frau in diesen Kontexten nur begrenzt anpassen konnte bzw. meist zu einer Minderheit gehörte. Während ich zuvor alles Militärische mindestens mit Distanz und Skepsis betrachtet hatte, nahm das Fremdheitsgefühl mit der Zeit ab, ich bewegte mich sicherer ‚im Feld‘, aber auch in den entsprechenden wissenschaftlichen Diskursen und trotz manchem Unverständnis wuchs die Sympathie mit den Menschen, die mir begegneten, und die Freude am tiefergehenden Verständnis einer mir bis dahin fremden Institution.²¹ In meinem damaligen Arbeitsfeld der Friedens- und Konfliktforschung²² war die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Militär bei weitem nicht mehr so umstritten wie in den Jahrzehnten zuvor.²³

Der Arbeitskontext von Entwicklungs- und Nothilfeorganisationen, den Vereinten Nationen, EU-Institutionen – auch, aber nicht nur in Post-Konflikt-Ländern – wiederum war mir aus der Literatur und aus Erzählungen zu Studienzeiten vertraut, weil die große Mehrheit meiner Kommiliton_innen dort über mehrere Jahre hinweg

dens- und Konfliktforschung, kurz HSKF (Bake 2010, Bake/Meyer 2009, Bake/Meyer 2012).

21 Natürlich lässt sich diese ‚Befremdung‘, diese Herstellung von Distanz zum Zweck der Erkenntnis, auch als problematisch auffassen. Indem etwas als ‚exotisch‘ und ‚fremd‘, als ‚andere Kultur‘ gelabt wird, wird es auch als ‚dem eigenen fern‘ konstruiert. Genau dies entsprach ja auch meinen wenigen biografischen Begegnungen mit militärischen Institutionen. Ohne diese weitergehende ‚Befremdung‘ (mit all ihren Auswirkungen) ausschließen zu können, sind mir mehrere Dinge wichtig. Erstens handelt es sich bei dieser Distanzierung um eine bewusst ausgewählte Strategie der Feldforschung, zu der zweitens spiegelbildlich auch das ebenso wichtige Moment der Empathie und Identifikation mit dem Feld und den Beforschten gehört. Drittens beschränkte sich diese Doppelstrategie nicht auf meine Begegnungen mit dem Militär, sondern fand ebenso in allen weiteren Feldforschungskontexten und -situationen ihren Einsatz. Und schließlich greife ich dieses Interpretationsschema in den empirischen Kapiteln dieser Arbeit wieder auf, nicht zuletzt, weil ich im (universitären) Alltag immer wieder Momente erlebte, in denen ‚Militär‘ als ‚äußerst fremd‘ konnotiert wurde.

22 Erst war ich 2008 für ein halbes Jahr am Zentrum für Konfliktforschung der Philipps-Universität Marburg, dann von 2008 bis 2014 als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Politikwissenschaft mit Schwerpunkt Friedens- und Konfliktforschung der Universität Augsburg angestellt. Von 2006 bis 2009 arbeitete ich außerdem als wissenschaftliche Hilfskraft und Honorarkraft bei der HSKF.

23 Für einen Überblick über den Forschungsgegenstand Militär in der Friedens- und Konfliktforschung siehe Bake 2011.

Praktika absolviert und gejobbt hatte. Mein Spaß an der Arbeit im Ausland und dem Kontakt zu anderen Nationalitäten hatte sich bis dahin nicht in Praktika o. ä. niedergeschlagen. Aber die Frage, ob man kurz- oder langfristig in diesen Arbeitsfeldern tätig sein und im Ausland, genauer Asien, Afrika oder arabischen Ländern leben wollen würde, wurde im Kommiliton_innenkreis immer wieder besprochen.²⁴

Mein Interesse an den hitzigen Debatten über „zivil-militärische Zusammenarbeit“ kam also nicht von ungefähr, hatte ich doch vorher schon direkten oder indirekten Kontakt zu beiden Arbeitsfeldern und war auch aufgrund der Beschäftigung mit der wissenschaftlichen Debatte zum Militär in der Friedens- und Konfliktforschung für mögliche konfliktive Wahrnehmungen sensibilisiert.

1.5 WISSENSCHAFTSVERSTÄNDNIS UND ERKENNTNISTHEORETISCHER ANSPRUCH

Die Perspektivität von Forschung bedeutet nicht nur, die Forscherin mit ihren Vorfahrungen und Vorannahmen in den Blick zu nehmen. Das Bekenntnis zu einer reflexiv-konstruktivistischen *Grounded Theory* röhrt letztlich auch an der Frage, welches Wissenschaftsverständnis dieser Art von Forschung zugrunde liegt und welche Gültigkeit ihre Ergebnisse beanspruchen.

Laut Strauss müssen die im Laufe des Prozesses gezogenen und anschließend präsentierten analytischen Schlüsse nicht als die einzige mögliche Interpretation gelten, aber sie müssen nachvollziehbar sein, an das Material anschließen und weiteren Ausarbeitungen und Überprüfungen standhalten (Strauss 1994: 37). Diese Weigerung, wenn man so will, eine allgemeingültige Theorie zu entwickeln, ist auch der bereits beschriebenen Erkenntnis geschuldet, dass jegliches Wissen perspektivisch²⁵ und vielleicht intersubjektive Übereinstimmung, aber keine Forscher_innen-

24 Lange vor der intellektuellen Beschäftigung mit postkolonialen Perspektiven fremdelte ich eher mit dem Gedanken, als *Expat* vor allem im „Globalen Süden“ zu arbeiten, und spürte ein nicht weiter definiertes Unbehagen. Letzteres kam womöglich auch bei meiner Entscheidung zum Tragen, nicht zu einer bestimmten Weltregion zu promovieren bzw. zur Expertin zu werden. Unter Doktorand_innen in der Friedens- und Konfliktforschung schien es üblich, nicht nur einer bestimmten Theorieschule zu folgen, sondern sich auch geografisch festzulegen.

25 Der Amerikanische Pragmatismus versteht Wahrheit „in Begriffen von Handlungsfolgen [...]. Wahr ist, was funktioniert.“ (Denzin 2008: 142) Aus dieser Betonung des Handelns gegenüber der Erkenntnis erwachsen nach Dellwing/Prus drei Perspektiven: „eine Sicht der Welt als gemacht, eine Sicht des Wissenschaftlers als Mit-Handelndem, und eine Sicht des Wissens als Werkzeug“ (Dellwing/Prus 2012: 18).

unabhängige, absolute Wahrheit zu erreichen ist. Denn „we may all yearn for certainty, but most knowledge claims are couched in provisional terms“ (Bryant/Charmaz 2014: 24). Deutungsakte seitens der Forscherin sind als genau diese zu berücksichtigen (Keller 2014: Abs. 6) und machen es entsprechend unmöglich, die Situiertheit der Forscherin zu überwinden.

Es ist die soziale Wirklichkeit, die zwischen der Forscherin und dem Material entsteht, die im Rahmen der *Grounded Theory* in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt werden soll. Die Forscherin wird damit zum „interpreter of the scene“ anstelle der „ultimate authority defining it“ (Bryant/Charmaz 2014: 25). Dies gilt auch/besonders für die interviewbasierte Forschung, so Rapley:

„If we understand interviews as unique situated interactions, where the talk is co-constructed in and through the ongoing collaborative work of the interviewer and interviewee, we have no real sense of how the talk relates to talk or actions beyond the interview space.“ (Rapley 2012: 551)

Der geforderten Verankerung der Forschung in den Daten, die so oft als Wesensmerkmal der *Grounded Theory* genannt wird, stellt Clarke deshalb – entgegen dem „hegemonic reach of over-generalization“ (Bryant/Charmaz 2014: 23) – als weiteres wesentliches Merkmal eines guten Prozesses die Bereitschaft der Analytikerin an die Seite, „alles Verstehen, alles Wissen und Handeln der Erforschten – sowie ihrer selbst – als perspektivisch darzustellen“ (Clarke 2012: 45). Zugleich kann die bloße Reproduktion der Aussagen von Beforschten kaum das legitime Ziel von Forschung sein. „Nicht die Konservierung und neuerliche Wiedergabe (‘re-re-presenting’) einer ‚Wahrheit‘ oder einer Reihe von ‚Wahrheiten‘ (üblicherweise) in Form von Geschichten und Zitaten von einem oder einer Reihe von Individuen“ (ebd.: 51) ist in Clarkes Worten das Ziel. Stattdessen gehe es um „eine kritische Analyse zur Generierung einer ‚Wahrheit‘ oder möglicher ‚Wahrheiten‘ – d. h. von ausgeprägten analytischen Auffassungen, Interpretationen und Darstellungen eines bestimmten sozialen Phänomens“ (ebd.).²⁶

Die Gleichsetzung von Wissen mit Interpretation, die Unmöglichkeit der „epistemological certainty“ (Steedman 1991: 58) kann Forschende leicht resignieren lassen. Für Wissenschaft als solche ist das natürlich eine recht problematische Per-

26 Auch Corbin stellt die Frage, inwiefern die Entwicklung einer Theorie als Forschungsziel noch möglich oder zweckmäßig ist, wenn es da draußen doch mannigfache Wirklichkeiten gebe und man anerkennen müsse, dass jede Theorie in ihrer Erklärungskraft beschränkt ist. Eine recht demotivierende Erkenntnis. Corbin formuliert keine Antwort. Und nichtsdestotrotz macht sie sich an die Arbeit, sichtet Material, interpretiert und findet Gefallen daran (Corbin 2011: 169).

spektive: Welche Existenzberechtigung hat ein System, das Wissen schaffen soll, wenn es heutzutage zugleich weiß, dass dieses nicht allgemeingültig sein kann? Forscherinnen und Forscher finden darauf wenig zufriedenstellende Antworten.²⁷ Daten nur mehr als Illustration bereits ausformulierter theoretischer Gedanken zu nutzen scheint mir jedenfalls absurd – dient doch Wissenschaft nicht nur im Sinne Blumers dazu, Konzepte zu entwickeln, die die empirische Welt zur Grundlage nehmen. Und das wiederum ist dann auch Zielsetzung meiner Arbeit: Ideen und Gedanken zutage zu fördern, die ohne Analyse nicht da wären – Perspektiven zu eröffnen und Dinge sichtbar und explizit zu machen, die bislang „verschluckt“ wurden.

Damit beurdigt wird in gewisser Weise auch der Anspruch, um jeden Preis ein kohärentes Ergebnis ohne Widersprüche zu präsentieren, obwohl es definitiv reizvoll und auch üblich wäre. Denn, so Clarke, wir vereinfachen in Forschungsberichten (Clarke 2012: 58). Wir bügeln aus, formen und schnitzen, verzerren zugunsten von Kohärenz und Gemeinsamkeiten. Clarke schlägt vor, stattdessen

„unsere Geschichten zu verkomplizieren, nicht nur Verschiedenheit(en), sondern selbst Widersprüche und Ungereimtheiten in den Daten abzubilden, sowie auf andere mögliche Deutungen und wenigstens einige unserer Besorgnisse und Auslassungen hinzuweisen, [...] ohne dabei die Fähigkeit zu verlieren, kohärente analytische Geschichten zu erzählen“ (ebd.).

Nun setzt allein die Anforderung, im Rahmen des Forschungsprozesses einen Text zu demselben zu verfassen, zumindest ein gewisses Maß an Kohärenz der entwickelten theoretischen Konzepte voraus, besteht doch genau darin das Wesen des Erzählens: in der Herstellung von Kohärenz und Konsistenz. Und dennoch möchte ich nicht ausschließen, dass die empirische Welt sich mir in einer Weise präsentiert, die ich nicht an allen Ecken und Enden „zusammendenken“ kann, kann ich nicht versprechen, dass am Ende alles zueinander passt. Im Sinne Clarkes gilt es nicht mehr nach der „runden“ Theorie zu streben, einer Ordnung, in die alles ohne Widersprüche eingesortiert werden kann und seinen Platz hat. Und zugleich ist doch der Anspruch, nicht nur der *Grounded Theory*-Heuristik, sondern überhaupt grundsätzlich in der Wissenschaft sehr präsent, stimmige Überlegungen zu präsentieren und sich nicht durch Lücken oder Widersprüche angreifbar zu machen. Anstatt nun aber die mir begegnenden widersprüchlichen Logiken aus dem Feld „glatt zu bürsten“ und „über einen Kamm zu scheren“, ist es im Anschluss an Guilhot meine Aufgabe „to show how these opposed logics, far from excluding each other, coexist within the field [...] many repertoires pragmatically mobilized by the actors involved“ (Guil-

27 Siehe Corbin 2011: 169, Keller 2014: 29-30.

hot 2005: 22).²⁸ Und dies möchte ich tun: anregende analytische Geschichten über die Selbst- und Fremdwahrnehmungen von zurückgekehrten Praktiker_innen erzählen, bei der die Empirie das letzte Wort hat (Blumer 2013: 92) und die vorgefundene Vielfalt und Widersprüchlichkeiten derselben nicht ausgespart wird.

1.6 RELEVANZ DER FRAGESTELLUNG

Warum aber ist eine solche Perspektive auf diesen Bereich der internationalen Interventionen überhaupt relevant? Angesichts deutlicher Kritik, dass Intervenierende viel zu sehr mit ihren Konzepten und Prioritäten beschäftigt seien, um sich genügend mit den Gesellschaften und Gegebenheiten zu befassen, in die sie intervenieren, wirkt eine Arbeit zu den Selbst- und Fremdverständnissen von Intervenierenden auf manchen vielleicht egozentrisch. Doch Berit Bliesemann de Guevara und Florian Kühn bieten insofern ein erstes Gegenargument, als sie den Selbstverständnissen der Intervenierenden eine entscheidende Rolle für internationale Friedens- und Staatsaufbauinterventionen zuweisen (Bliesemann de Guevara/Kühn 2010: 11;15). Nicht nur die Zielsetzung, der gesamte politische und wissenschaftliche Diskurs zu *Statebuilding* ergebe sich weit stärker aus den Ideen und dem Selbstbild der Intervenierenden als aus Analysen tatsächlicher politischer Entwicklungen und den sich daraus ergebenden Erfordernissen in den Interventionsgebieten. Es seien die „already existing categories and models of the world“ (Bennet/Mergenthaler/Rotmann 2011: 222) der Intervenierenden, die bestimmten, welches Wissen in der Interventionssituation als relevant eingeschätzt und welches ignoriert werde – mit den entsprechenden Handlungsfolgen und Auswirkungen. Bislang allerdings bleibt das „international self“ eine Art „black box in statebuilding research“ (Bliesemann de Guevara 2012a: 14) – ein Wissensvorrat, der bisher verborgen bleibt.

Allgemeiner formuliert Ronald Hitzler, es sei generell der Nutzen sozialwissenschaftlichen Verstehens, auf die Selbstverständlichkeiten des Alltagswissens aufmerksam zu machen (Hitzler 1993: 228). Denn während wir im Alltag verstehen wollen und Wissen verwenden, um praktische Situationen, Fragen, Probleme zu

28 Pluralität ist hier das Stichwort – und mit der muss man leben können: die Pluralität der Sinnmuster und Wissensregister in einem Akteur (Hörning 2004: 36), die Pluralität der Prozesse. Denn während die klassische *Grounded Theory*-Literatur (Glaser/Strauss 1970, Strauss 1994, Strauss/Corbin 1998) den Analytiker ermutigt, einen Hauptprozess auszuwählen und die anderen Prozesse als ‚Teilprozesse‘ zu beschreiben, möchte Clarke analytisch die Möglichkeit multipler Hauptprozesse zulassen und sogar, dass einige davon vielleicht noch dazu paradox oder widersprüchlich sind (Clarke 2012: 58).

klären, einen Sachverhalt praktisch bewältigen zu können, möchte der Soziologe sie analysieren:

„Der praktische gesellschaftliche Nutzen der Soziologie liegt darin, die Menschen auf die im Alltagsverständ nicht thematisierten Umstände, Zusammenhänge und Regeln aufmerksam zu machen, in deren Rahmen sie ihr Leben vollziehen. Und der Nutzen sozialwissenschaftlichen Verstehens liegt auch darin, auf die ‚selbstverständlichen‘ *Strukturen* und *Funktionen* des Alltagswissens und des Alltagsverständes aufmerksam zu machen.“ (Hervorh. i. O.; ebd.)

Für die Interventionsforschung bedeutet das: Akteur_innen vorauszusetzen und dann erst mit dem wissenschaftlichen Fragen zu beginnen, verkennt die Unnatürlichkeit, die Geschaffenheit, die Kontingenz von Zuschreibungen und Unterscheidungen. Und das verschenkt nicht nur Forschungsgegenstände, sondern auch Erkenntnisräume. Wenn an den Unterscheidungen zivil–militärisch, staatlich–nichtstaatlich, international–lokal – um die drei dominanten zu nennen – so viel hängt, ist es dann nicht sinnvoll, sich diese Dichotomien mal genauer anzusehen? Entsprechend lässt sich fragen: Was ist denn ‚Militär‘? Inwiefern stellen ‚militärisch‘ und ‚zivil‘ dichotome Kategorien dar? Und welche anderen Kategorien werden benutzt, welche sind außerdem denkbar, um z. B. von „intervenierenden Akteuren“ zu sprechen?

Dies untersuche ich anhand der Erzählungen zurückgekehrter ‚Praktiker_innen‘, die sich beruflich bedingt in Kriegs- und Krisengebieten aufgehalten haben. Ich frage, wie diese sich im Gespräch mit mir und wie sie andere positionieren, wie sie sich zu anderen in Bezug setzen, welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten sie aufmachen, mit wem sie sich gemein machen und von wem sie sich abgrenzen und welche Rollen, welche Funktionen, welche Aufgaben sie sich und anderen in diesem Interventionssetting zuweisen und zugestehen. Die selbstverständliche, dominante Unterscheidung ‚zivil vs. militärisch‘ ist damit als *eine* mögliche identifiziert, andere Kategorisierungen stehen als weitere Möglichkeiten im Raum.²⁹ Während

29 Ein solches Erkenntnisinteresse schließt auch an das an, was Julia Reuter und Paula Villa für postkoloniale Ansätze in der Soziologie formulieren und was meines Erachtens für Forschung in kritisch-reflexiver Tradition verallgemeinert werden kann. Demnach ist keine Bedeutung und keine Kategorie selbst-evident, keine zwingend – insbesondere „vermeintlich selbstverständliche, faktisch asymmetrische Begriffspaare“ (Reuter/Villa 2010: 16). Kritik verstehe ich damit zunächst sehr grundlegend als Benennen und Aufzeigen von selbstverständlichen Kategorien sowie deren Machtverwobenheit, ohne im Vorhinein schon sicher zu sein, wer welche Machtposition inne hat, wer dominiert und wer marginalisiert wird. Es gehe darum, so Reuter/Villa, „die Gegenstände ihrer Analyse von ‚außen‘, von ihrer ‚Begrenzung‘ beziehungsweise ‚Grenzziehung‘ her zu betrachten.“

sich die empirische Untersuchung auf deutsche Intervenierende beschränkt, stelle ich viele Bezüge zu internationaler, vor allem englischsprachiger Forschungsliteratur her. Entsprechend würde ich meine Arbeit als einen Beitrag zur Interventionsforschung aus deutscher Perspektive begreifen.

1.7 AUFBAU UND ARGUMENTATION DER ARBEIT

Das empirische Rätsel, die hitzigen Debatten um zivil-militärische Zusammenarbeit in internationalen Interventionen wollte ich zu Beginn dieser Einführung als Ausgangspunkt meines Forschungsinteresses deutlich machen. Meine an dieses Rätsel anschließende Fragestellung nach den relevanten Kategorien für die Selbst- und Fremdverständnissen von Intervenierenden habe ich in einem *Grounded Theory*-geprägten Forschungsprozess bearbeitet. Wie das genau vonstattenging und zu welchen Schlüssen ich gekommen bin, stelle ich im Folgenden dar.

Ich werde meine Arbeit und ihre Fragestellung zunächst im wissenschaftlichen Diskurs verorten (Kapitel 2), genauer in der Forschung zu internationalen Interventionen und den Debatten zu beruflichen Identitäten von Intervenierenden. Beide Themenstränge wenden sich aus unterschiedlichen Perspektiven den Zusammenhängen von internationalen Interventionen in Krisen- und Konflikten, Leben und Arbeit in diesen Szenarien sowie Berufsbildern von und Beziehungen zwischen Intervenierenden zu. Es sind diese Diskurse, zu denen ich etwas beitragen kann, diese Kolleginnen und Kollegen, mit denen ich in Dialog treten möchte.

Dann gehe ich auf den sozialtheoretischen Rahmen meiner Arbeit ein, d. h. ich stelle diejenigen Grundpfeiler meiner Perspektive dar, die meine Forschung wesentlich geprägt haben (Kapitel 3). Bezugnehmend auf den Symbolischen Interaktionismus, allen voran die Gedanken und Ideen von George Herbert Mead und Herbert Blumer, lege ich dar, wie Bedeutungen im sozialen Raum einerseits ausgehandelt und andererseits wirkmächtig werden. Strauss' Konzept der „sozialen Welten und Arenen“ und der Feldbegriff Bourdies helfen, sozialen Raum in Form von Handlungsfeldern und Lebenswelten zu begreifen bzw. die Empirie genau hiernach zu befragen. Auch Selbstverständnisse werden von uns mittels Sprache und in der Interaktion ausgehandelt, weshalb ich Identität als eine Erzählen erfordernde Unter-

Denn jedes Phänomen, jeder Gegenstand [...] existiert nur in Relation zu einer Macht-Wissens-Struktur und wird durch diese geformt.“ (Ebd.: 17) Nicht zuletzt entspricht diese Forscher_innenhaltung dem, was Christoph Weller als eine Art Tradition in der Friedens- und Konfliktforschung beschreibt – nämlich die eigene Perspektivität selbstkritisch zu reflektieren und den Mainstream der Forschung immer wieder zu hinterfragen, um blinde Flecken entdecken zu können (Weller 2017: 11-12).

scheidungspraxis verstehe und entsprechend die Selbst- und Fremdverständnisse von Intervenierenden als solche empirisch untersucht habe.

Das daran anschließende Kapitel beinhaltet die Konzeption dieser empirischen Untersuchung inklusive ihrer methodologischen Reflexion (Kapitel 4). Dazu beschreibe ich mein Forschungsfeld der zurückgekehrten Praktikerinnen und Praktiker in Deutschland und erläutere, wie ich Zugang zum Feld und Kontakt zu individuellen Interviewpartner_innen fand. Mit 26 Menschen aus der Nothilfe, der Entwicklungshilfe, dem Militär, der Polizei, der Diplomatie und dem Justizwesen führte ich Gespräche.³⁰ Entsprechend gehe ich anschließend auf Interviews als Datengenerierungsmethode, den thematischen Ablauf der geführten Gespräche und die Interviewsituation aus interaktionistischer Sicht ein. Eine Schilderung und Reflexion des Interpretationsprozesses nach *Grounded Theory*-Prinzipien bildet den Abschluss dieses Teils.

In den Empiriekapiteln fächere ich auf, welche Deutungsmuster die erzählten Erfahrungen und Erlebnisse von deutschen Intervenierenden prägen. Kapitel 5 ist den wesentlichen Merkmalen der Interventionssituation und ihrer Bedeutung für die Kategorisierungen von Intervenierenden gewidmet. Für eine ausführliche Beschreibung herausgegriffen habe ich die Interventionssituation als komplexes Setting (5.1), die vorherrschende Sicherheit und Unsicherheit (5.2), die Grenzen und Grenzenlosigkeit im Interventionsalltag (5.3) sowie die belastenden Eindrücke und Erfahrungen von Intervenierenden und deren Umgang mit diesen. Kapitel 6 beschreibt anhand von drei Begriffspaaren, mithilfe welcher alltagsrelevanten Dimensionen sich Praktiker_innen in Konfliktgebieten fruchtbar unterscheiden lassen. Was Intervenierende ausmacht, so argumentiere ich, ist ihre Sichtbarkeit bzw. Unsichtbarkeit (6.1.), ihre Nähe bzw. Distanz zu den *Peers* und/oder den Anwohnern vor Ort (6.2) sowie Ungleichheit und Macht (6.3).

30 Deutsche Polizisten sind vergleichsweise wenig, wenn auch zunehmend, im Rahmen internationaler Polizeimissionen oder bilateraler Projekte im Ausland tätig. Sie sollen die Sicherheitsorgane in Krisenländern unterstützen und haben deshalb meist ausschließlich beratende Funktion, z. B. beim Aufbau bzw. der Verbesserung des Polizeiwesens vor Ort. Deutsche Polizisten gehen meist einzeln und für eine Dauer von einem Jahr in den Einsatz, um anschließend in den Dienst in ihrem jeweiligen Bundesland zurückzukehren. Im Rahmen internationaler Rechtsmissionen werden vermehrt auch deutsche Richter_innen, Staatsanwält_innen, Justizvollzugsbeamte_innen für eine begrenzte Zeit ins Ausland geschickt. Meistens haben sie beratende Funktion und sollen beim Aufbau bzw. der Verbesserung rechtstaatlicher Elemente unterstützen, manchmal haben sie exekutive Aufgaben und führen selbst eine bestimmte Aufgabe aus (z. B. indem sie als Richter_in Recht sprechen).

Das Fazit (Kapitel 7) gibt eine Antwort auf die Fragen, erstens inwiefern die Unterscheidung von Intervenierenden in die Kategorien ‚zivil‘/‚militärisch‘ sinnvoll ist, um die Alltagserfahrungen vor Ort zu erfassen und zweitens, anhand welcher anderer Kategorien sich Intervenierende in Kriegs- und Krisengebieten vergleichen und unterscheiden lassen. Während man argumentieren kann, dass Soldaten besondere Erfahrungen machen und sich von anderen Intervenierenden maßgeblich unterscheiden, ist letztlich wenig, was sie kennzeichnet, wirklich militärspezifisch. Fast alle Aspekte lassen sich wechselweise auch anderen Intervenierenden zuschreiben, was die Sinnhaftigkeit einer Kategorisierung in ‚zivil‘/‚militärisch‘ infrage stellt, wenn es darum geht, Interventionserfahrungen und Intervenierende zu fassen.